

W O L F

W O N D

R A T S

C H E K

R O M A N

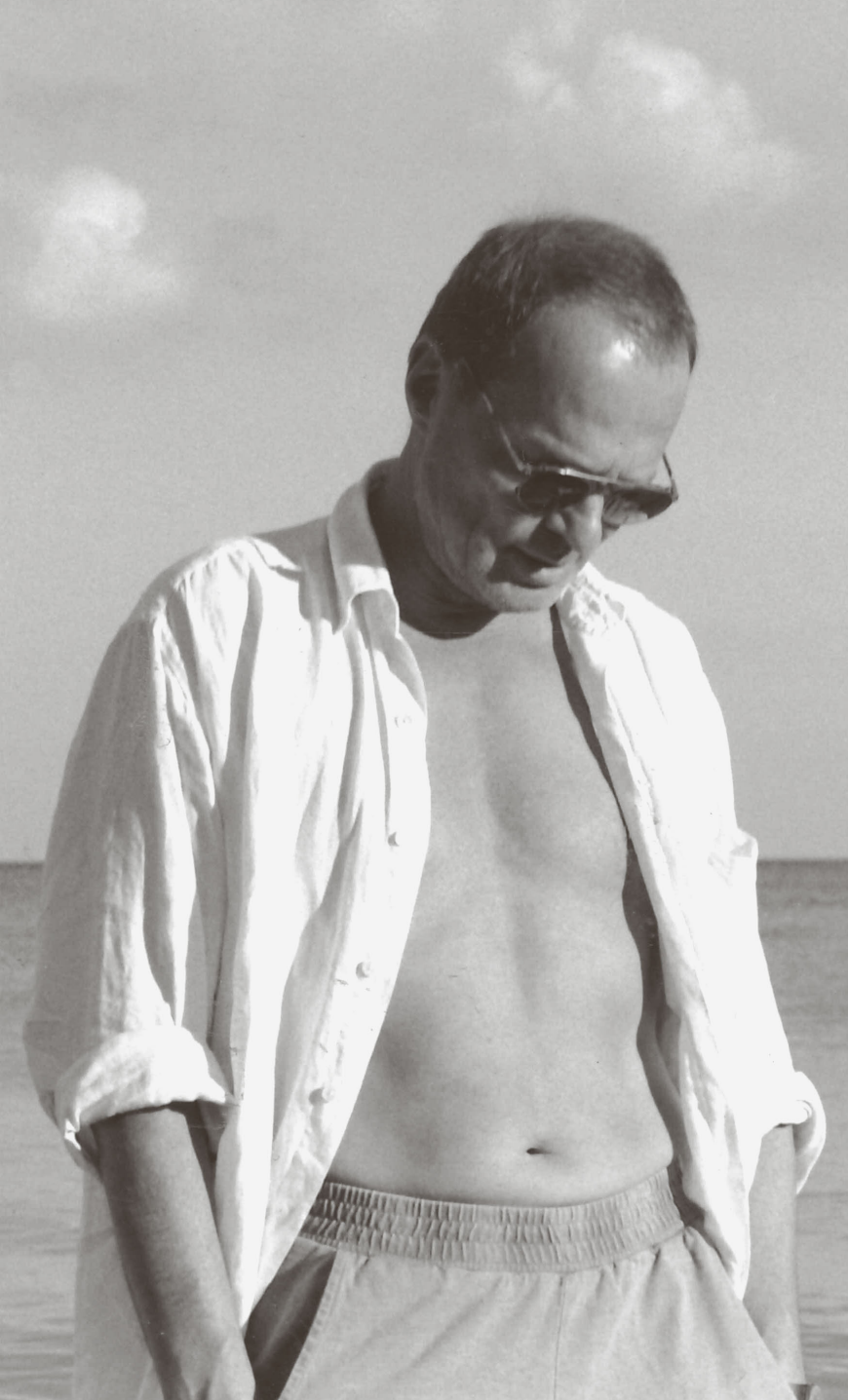
E I N E R V O N D E R S T R A ß E



Wolf Wondratschek

*Einer von der Straße*







ISBN: 978-3-550-20111-0

© Wolf Wondratschek (2020)

Dieses Werk wurde erstmals veröffentlicht im Jahr 1991.

© dieser Ausgabe by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten

Autorenfoto: © Lilo Rinkens

Umschlaggestaltung: brian barth, berlin

Gesetzt aus der Quadraat Pro

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

WOLF  
WONDRATSCHEK

# **Einer von der Straße**

Roman

Ullstein



Walter Staudinger *gewidmet*



## Prolog

Der kleine Junge rannte, so schnell er nur konnte, aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Wenn er nichts verpassen wollte, mußte er sich beeilen und schneller sein als seine Mutter, die ihn verfolgte.

Wegrennen konnte er am besten! Außerdem war es heute einfach, weil die ganze Straße voller Menschen war; er mußte sich nur geschickt durch genügend Beine nach vorne drängeln, um sicher zu sein, daß sie ihn nicht finden konnte. Als er niemand mehr vor der Nase hatte, blieb er stehen und schaute in alle Himmelsrichtungen gleichzeitig, so aufgeregt war er. Durch die Straße rollte ein Konvoi der amerikanischen Armee. Neben ihren Geschützwagen und Jeeps gingen Soldaten, die alle lachten und winkten, eine ganze Menge Soldaten. Auf einen, der Schokolade verteilte, wollte er gerade zulaufen, als ihn seine Mutter entdeckt hatte und festhielt. Nicht einmal nach der Packung Kaugummi, die direkt vor seinen Füßen auf die Straße fiel, konnte er sich schnell genug bücken. »Komm«, sagte seine Mutter, »ich heb dich hoch, dann kannst du besser sehen!«

Wenn er böse schaute, gab seine Mutter meistens nach; und wie böse er schauen konnte! Aber sie ließ ihn nicht los. Daß er vor Wut zu schreien anfing, nützte auch nichts. Alle um ihn herum machten einen solchen Lärm, daß seine Mutter gar nicht hörte, wie laut er schrie!

»Seit damals habe ich jede Hand, die mich festhielt, gehaßt. Spätestens da«, erinnerte er sich viele, viele Jahre

später, »begann sich in mir das Gefühl auszubreiten, immer der Erste, immer der Schnellste sein zu müssen, um das zu bekommen, was der Zweite, der Langsamere ja nicht bekommen konnte. Nur wußte ich damals nicht, daß ich das Gefühl, immer gewinnen zu müssen, nie mehr loswerden würde.«

Erstes Buch

**An einer Tür ist die Klinke  
auch nicht in der Mitte**

Das Talent steckt in den Kinderschuhen.

George B. Shaw

# 1

Auf seinem Heimweg hatte Herr Schnabel, angestellt beim städtischen Jugendamt, noch einen letzten Termin wahrzunehmen. Einen Routinefall, der auf mehreren Beschwerden über einen gewissen Gustav Michael Berger beruhte, geboren 1942, wohnhaft in München, Dachauer Straße. Der Vater hieß Josef Berger, geboren 1902. Die Akte, die er in seiner Tasche bei sich trug, wies ihn als alleinerziehend aus.

Die Praxis seines Berufs hatte ihn gelehrt, daß es kein Vergnügen war, sich in familiäre Dinge einmischen zu müssen. Manchmal war es schon ein Kunststück, in eine Wohnung überhaupt eingelassen zu werden. Es gab Gründe genug, die es ihm ratsam erscheinen ließen, vor jeder Tür noch einmal tief durchzuatmen.

Vor ihm stand, als sich die Tür öffnete, ein Mann, der aussah, als sei er gestört worden.

»Ja, bitte?«

»Schnabel, Jugendamt. Darf ich reinkommen?«

Josef Berger trat wortlos zur Seite, ließ ihn ein, schloß die Tür und bot ihm einen Stuhl an.

»Und du bist wohl der kleine Gustav«, sagte Herr Schnabel noch im Stehen. Er wollte jeder Auseinandersetzung durch einen ruhigen, freundlichen Ton zuvorkommen.

Gustav zog den Kopf zwischen die Schultern und wartete ab.

»Wenn Sie Beschwerden loswerden wollen, können Sie

sich die Mühe sparen.« Während Josef Berger das sagte, säuberte er einen Pinsel mit einem kleinen Lappen.

»Ach, Sie sind Künstler?« versuchte Herr Schnabel die Atmosphäre zu entspannen. Dabei nutzte er die Zeit, sich einen Eindruck von den Wohnverhältnissen zu verschaffen. Alles sah ärmlich aus, was gemildert wurde durch die Tatsache, daß am Fenster eine Staffelei stand.

»Ich male, wenn Sie das meinen.« Wie Josef Berger das sagte, konnte es keinen Zweifel geben, daß er darüber kein Gespräch wünschte – und sich der Zweideutigkeit bewußt war, die der Ausdruck ›Künstler‹ im Munde eines städtischen Beamten besaß.

»Ich habe hier einen ganzen Stoß Beschwerden«, sagte Herr Schnabel, zog dabei die Akte aus der Tasche und legte sie vor sich auf den Tisch, eine Geste, die ihm Kraft einflößen sollte. Kraft würde er brauchen, soviel war sicher bei diesem Mann, der zu keinem überflüssigen Wort aufgelegt schien. Und wie zur Bestätigung einer Bedrohung entdeckte Herr Schnabel erst jetzt oben auf dem Schrank einen schwarzen Vogel. Danach zu fragen, getraute er sich nicht, sondern flüchtete sich in das Labyrinth seiner dienstlichen Gedankengänge und schien zu prüfen, inwieweit ein solches Haustier angebracht war – und ob es einen Zusammenhang gab zwischen einem Raben und dem hier zur Debatte stehenden Erziehungsnotstand. Erst im Verlauf der Unterhaltung kam ihm der Gedanke, der Vogel könnte ausgestopft sein.

»Wir müssen jeder Sache, die an uns herangetragen wird, nachgehen und ...«

Josef Berger stand auf. »Verschenden Sie nicht unnötig Ihre Zeit, stecken Sie Ihre Akte wieder ein und verschwinden Sie.«

Herr Schnabel beabsichtigte, genau das Gegenteil zu tun, nannte die Anzahl aller Beschwerden und erwog die Schwere der Verfehlungen. Die Polizei hatte den Jungen wiederholt aus abgesperrten Ruinengrundstücken geholt, Lebensmittelhändler hatten ihn beim Klauen erwischt, und dem Eisenhändler hatte er Schrott verkaufen wollen, den er angeblich zusammengesammelt, in Wahrheit aber bei ihm selbst gestohlen hatte. Aus der ganzen Nachbarschaft lagen gleich stapelweise Beschwerden vor, mit beigefügten ärztlichen Attesten über Verletzungen, die sich ihre Kinder bei irgendwelchen verbotenen Unternehmungen zugezogen hatten. Offenbar verstand es dieser Junge, auch die größten Angsthasen zu jeder Schandtats zu überreden.

Herr Schnabel tat alles, sein Erscheinen zu rechtfertigen, spürte aber, daß nichts bei Josef Berger Eindruck machte. Gustav saß da, als gehe ihn alles nichts an, und kaute Fingernägel.

»Ah ja, noch was«, fiel Herrn Schnabel ein, »die Mutter, darf ich Name, Adresse und ...«

Wieder unterbrach ihn Josef Berger. »Sie hat einen Herrn Karst geheiratet.« Er war sich bewußt, daß es einen besseren Zeitpunkt verdient gehabt hätte, seinem Sohn diese Neuigkeit mitzuteilen.

Nach einer kurzen Pause begnügte sich Herr Schnabel mit dem Namen, die Adresse würde er sich selbst beschaffen. »Wir werden uns also mit der Mutter in Verbindung setzen und prüfen, ob es nicht ratsam wäre, den Jungen ihr zu übergeben. Falls die Verhältnisse das erlauben.«

»Raus!« schrie Josef Berger.

Gustav hatte seine Fingernägel vergessen und schaute zur Wand, wo das Ölporträt seiner Mutter hing, das sein Vater

gemalt hatte, und überlegte, ob sie, wenn sie einen fremden Mann geheiratet hatte, überhaupt noch seine Mutter war.

»Noch eines«, sagte Herr Schnabel, als er aufstand, die Akte in seiner Tasche verschloß und noch einmal den ausgestopften Raben fixierte, »ich habe nicht den Eindruck, daß Sie den Ernst dieser vorgebrachten Beschwerden einsehen und sich im klaren sind, daß wir alles tun werden, Frau Karst zu veranlassen, nun ihren Teil an der Kindererziehung zu übernehmen. Was ja wohl in aller Interesse sein dürfte.«

Josef Berger setzte dem Beamten das spitze Ende seines Pinsels auf die Brust. »In Ihrem Interesse ist nur eines: sich hier nicht wieder blicken zu lassen.«

Wieder nur ein »Routinefall«, seufzte Herr Schnabel beim Verlassen des Hauses und war heilfroh, daß dieser Künstlertyp da oben nicht auch noch handgreiflich geworden war.

## 2

1945 war nicht nur der Weltkrieg zu Ende, sondern auch die siebenjährige Ehe von Josef und Vera Berger. Daß zwei so völlig verschiedene Menschen erst gar nicht hätten heiraten sollen, nur noch darüber herrschte zwischen den Eheleuten ein harmonisches Einverständnis. Also knüpfte Vera Berger am Tag der Trennung zwei eingerissene, abgeschabte Leintücher zusammen, warf ein wenig Kleidung und ein paar ihrer persönlichen Dinge hinein und ging, zog zuerst um die Ecke zu einer Bekannten und von dort weiter zu einer nächsten.

Die Trennung von ihrem Sohn, eine vorübergehende Trennung, wie sie hoffte, nahm sie in Kauf, zumal auch das Jugendamt die Erziehungsvollmacht dem Vater zugesprochen hatte. Soll er erst einmal bei seinem Vater bleiben, dachte sie, da ist so ein schwieriges Bürschchen, das voller Unruhe steckt, wahrscheinlich nicht einmal schlecht aufgehoben. Sie kannte ihren Mann, aber auch ihren Sohn. Josef würde streng mit seinem Kind umspringen, und Gustav sich alles nur Erdenkliche einfallen lassen, seinen eigenen Kopf trotzdem durchzusetzen. Schon beim ersten Schrei im Kreißsaal war ihr klargeworden, daß er offenbar alles andere als ein braves Kind werden wollte. Und sie behielt recht. Nie konnte er stillsitzen. Immer riß er Fenster auf oder die Wohnungstür, denn draußen konnte ja etwas passieren, das mehr Spaß machte, als in einem Buch mit bunten Bären und sprechenden Hühnern zu blättern.

Zu Hause war ihm einfach immer langweilig.

Eine Familie war ihm zuwenig Leben. Er war überhaupt erst richtig in seinem Element, wenn er herumwirbeln konnte, zum Beispiel frühmorgens, wenn es zum Waschen auf den Hausflur ging, an den einzigen Wasserhahn, der allen Hausbewohnern als Waschgelegenheit diente. Da machte es Spaß, dem Bayer-Franzi auf die Zahnpastatube zu treten oder dem Zeder-Berti, der unter ihm wohnte, auf den Kopf zu spucken, Handtücher zu vertauschen und Rasierklingen verschwinden zu lassen. Er konnte jeden zur Weißglut treiben, der ihm zuschaute, wie umständlich er sich wusch; er wusch sich überhaupt nur dann richtig, wenn jemand deshalb warten mußte. Dabei verließ er sich immer auf seinen Vater, der es sich jedesmal lautstark verbat, wann immer sich jemand über seinen Jungen beschwerte.

Einer wie der, dachte Vera Berger, würde sie überall finden, wenn er sie brauchte.

### 3

»Herr Berger, wie geht's Ihnen denn?«

»Das geht Sie einen Scheißdreck an!«

Geschwätz war ihm so zuwider, daß er zusehends schweigsamer wurde. Josef Berger war wie jeder Mann, der keine Miene verzieht, ein Mann mit vielen Gesichtern, trotzdem hatte er eines nie gekonnt: sich anpassen; schon unter Hitler nicht, als alle noch jubelten. Er besaß nicht ihre Geschicklichkeit, einen Vorteil auszunutzen, geschweige denn, jemand übers Ohr zu hauen. Auch jetzt nicht, als es ums nackte Überleben ging. Sein störrischer Gerechtigkeitssinn ließ es nicht zu, an etwas anderes als an ehrliche Arbeit zu glauben. Mit seinen Händen konnte er einfach alles, Schuhe besohlen, Uhren reparieren, Vögel, sogar Füchse ausstopfen, Betten zimmern, Bilderrahmen schnitzen, nur einen auf der Straße liegenden Geldbeutel aufheben und in der Tasche verschwinden lassen, konnte er nicht. Jede freie Minute, die Nachtstunden zumeist, wenn Gustav endlich schlief, verbrachte er an der Staffelei und malte Landschaften, vor allem Landschaften der nahen bayrischen Umgebung, die er mehr liebte als die Stadt, ihre Menschen und Wirtshäuser. Er gab die Bilder einer kleinen Galerie in Kommission, wobei er, selbst bei einem Verkauf, immer draufzahlte, denn allein die Farben kosteten mehr, als er bekam; was ihn jedoch nicht im geringsten störte. Soweit es in dem engen Zimmer überhaupt möglich

war, machte Gustav einen weiten Bogen um die Staffelei. Manchmal nahm Josef Berger seinen Sohn in ein Museum mit, aber alles, was den dort interessierte, war die Alarmanlage.

Die Könige des Viertels waren die Metzger, Bäcker, Kohlen- und Schrotthändler und die Typen, die alles, was sie zusammengaunern konnten, mit der Geschwindigkeit eines Augenaufschlags an der übernächsten Straßenecke mit doppeltem Gewinn verkauften. Wenn abends die wenigen Lichter, die wieder brannten, angingen, Geldscheine die Besitzer wechselten und sich Ware in bare Münze verwandelte, stritt sich Josef Berger mit seinem Sohn herum, der einfach nie schlafen gehen wollte.

Es verging kein Wochenende, an dem Josef Berger nicht mit dem Zug nach Weßling hinausfuhr und durch den Wald wanderte, Beeren und Pilze sammelte, die er den Marktfrauen auf dem Viktualienmarkt verkaufte. Sie nannten ihn dort ohnehin nur noch den »Schwammerlprofessor«. Gustav wehrte sich jedesmal, wenn er mit mußte, was hieß: um fünf frühmorgens aufstehen, dann, vom Bahnhof aus, waren es bis zum Wald immer noch gute drei Kilometer Fußmarsch, und oft blieben sie sogar über Nacht und legten sich in einen Heustadel zum Schlafen. Einmal war nachts eine Maus über ihn hinweggekrochen. Wie er das haßte. Er haßte seinen Vater, haßte den ganzen Wald, jeden einzelnen Baum, die Beeren und Pilze, die er in einem an sein Handgelenk gebundenes Körbchen tragen mußte. Er hätte schreien können, getraute sich aber nicht, hätte heulen können, fühlte sich dafür aber bereits viel zu erwachsen.

Daß Kupferdraht mehr brachte als Himbeeren und Pfandflaschen mehr als Pilze, hatte Gustav längst heraus-

gefunden, aus Angst vor einer Ohrfeige aber wohlweislich für sich behalten.

Das einzige, was ihn im Wald interessierte, waren Ameisenhaufen. Was für ein Durcheinander das war, wie das zuckte, krabbelte, kroch und kochte. Und Gustav fragte sich, wie das funktionierte – und wer hier wohl der Boß war!

## 4

Wann immer es möglich war, nahm Josef Berger seinen Sohn mit, wenn er geschäftlich in der Stadt unterwegs war. Es schien nicht mehr ratsam, den Jungen, bevor er eingeschult wurde, zu oft unbeaufsichtigt sich selbst zu überlassen. Weder Ermahnungen noch Schläge waren geeignet, die beängstigende Begeisterung des Jungen für Streiche und Dummheiten einzudämmen.

In diesen Wochen klapperte Josef Berger Baustellen ab, an der einen Hand seinen Sohn, in der anderen einen Koffer mit Armbanduhren, die er vom gleichen Geschäft, für das er sonst Uhren reparierte, in Kommission hatte. Es waren Markenuhren, sie waren preiswert und nicht geklaut. Wem er das aber erklärte, der lachte nur. Alles war geklaut, und nichts funktionierte lange. Man kaufte auf der Straße eine Uhr, die zwei Tage später schon nicht mehr tickte, und der Händler war über alle Berge. Nur ein Dummkopf war in diesen Zeiten ehrlich. Wie Josef Berger es schaffte, seinem Sohn jeden Tag wenigstens eine warme Mahlzeit hinzustellen, wußte er oft selbst nicht.

»Na, du Clown«, riefen sie vom Baugerüst herunter, »zeig mal her, was du da zusammengeklaut hast.«